

Tomáš Halík

„Selig die Fernstehenden“¹

Das Thema „Selig die Fernstehenden“ bietet die Möglichkeit, an den Ideen meines älteren Buchs „Geduld mit Gott“ anzuknüpfen und diese Gedanken weiterzuentwickeln. Zuerst möchte ich kurz die Leitgedanken aus dem Kapitel „Selig die Fernstehenden“ zusammenfassen.

Selig, die ihr am Rande steht, denn ihr werdet in der Mitte sein, im Herzen! – auch so könnte man den Sinn des wesentlichen Teils von Jesu Worten und Taten interpretieren. Jesus ist ständig auf der Suche nach den „Fernstehenden“. Er hat in seinen Gleichnissen den Mitgliedern verhasserter Gruppen notorisch eine positive Rolle zugeschrieben, wie den Samaritern, verachteten Zöllnern, Prostituierten und anderen „Sündern“. Er widmete sich Aussätzigen, Behinderten, aus der Gesellschaft Verstoßenen. Dieses Interesse ist weder romantische Vorliebe für die Unterwelt, noch jugendliche Provokation und Revolte gegen die feststehenden Verhältnisse – sogar nicht einmal „soziale Fürsorge“ und politische Solidarität mit den Armen, Unterdrückten und Ausgebeuteten, wie wir dies heute verstehen. Genauso wie die Besitzlosen erscheinen im Zentrum seiner Aufmerksamkeit die Kranken, die „Sünder“ jeder Couleur und auch die reichen Zöllner wie Zachäus.

Das ganze Auftreten Jesu, seine Lehre und sein Tun, könnte mit Nietzsches Aus-

druck „Umwertung aller Werte“ charakterisiert werden. Vorgezeichnet ist sie im Lukas-Evangelium schon durch Marias Lobgesang auf „Gottes Revolution“: „[Gott] zerstreut, die im Herzen voll Hochmut sind, er stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen, die Hungenden beschenkt er mit seinen Gaben und lässt die Reichen leer ausgehen.“ Die Seligpreisungen und das ihnen entsprechende „Wehe“ bringen ähnliche Paradoxe zum Ausdruck, wie der bekannte Spruch „Viele aber, die jetzt die Ersten sind, werden dann die Letzten sein, und Letzten werden die Ersten sein“ (Mt 19,30).

Jesus rückt vieles beiseite, was andere als unbewegliche *Mitte* zu verstehen pflegten – besonders deutlich wird dies in seiner Beziehung zum Tempel und zu den Ritualvorschriften des Gesetzes. Ins Zentrum stellt er vielmehr einen einzigen Wert, den er nie relativiert, den *einzigen*, den er *absolut* versteht – *die Liebe*. In diese Mitte lädt er alle „Menschen am Rande“ ein.

Das Reich, welches zu verkünden er gekommen ist, jene verheiße eschatologische Zukunft, die sich am Ende der Zeiten voll offenbaren soll, gebe es bereits *hier und jetzt* – in Christus. Jene am Rande sind schon in der Mitte, weil Jesus zusammen mit ihnen an einem Tisch gesessen und sie in sein Herz aufgenommen hat. „Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz“, sagte Jesus. Sind sein Schatz nicht gerade alle Men-

¹ Für die in Linz am 27. Jänner 2016 stattfindende Thomas-Akademie vorbereiteter Vortrag, der aufgrund von Erkrankung des Referenten abgesagt werden musste, jedoch der Redaktion der Theologisch-praktischen Quartalschrift freundlicherweise zur Verfügung gestellt wurde. Der Vortragsstil wurde beibehalten. Auf Fußnoten wurde verzichtet.

schen am Rande – und wenn wir das aktualisieren dürfen – samt den Zweifelnden und Suchenden?

*

Sicher ist es eine richtige und wichtige Form der Nachfolge Christi, wenn man die eigenen Kräfte der Armenpflege, der Sorge für Ausländer und Immigranten sowie dem Kampf um soziale Gerechtigkeit widmet. Die Solidarität mit den Armen und sozial Schwächeren, die Sorge für Kranke und Gehandikapte, der Mut, für Unterdrückte, Ausgebeutete und Verfolgte einzutreten, sie gehören während der gesamten Geschichte der Kirche zu den nicht wegzudenkenden Formen des christlichen Zeugnisses in dieser Welt und man bedarf ihrer heutzutage wahrscheinlich noch mehr als je zuvor. Ein solches Tun bedeutet mit Sicherheit in den Spuren Christi sowie tausender von Heiligen der vergangenen Zeiten zu gehen, das Salz der Erde zu sein und in die vielen dunklen und stinkenden Ecken der Welt den Duft des Himmels zu bringen.

Jesus war allerdings weder Sozialarbeiter noch politischer Reformator, und die „vorrangige Option für die Armen“ stellt nur *einen* Aspekt dessen dar. Was ihn noch mehr kennzeichnet, war „*die vorrangige Zuwendung [zu] den Menschen am Rande*“, und dies nicht nur in wirtschaftlich-sozialem Sinne.

Es sei hier die Frage gestellt: Gehört zu einer vollen Nachfolge Christi *heute* nicht noch etwas Anderes: das Interesse, ja sogar das *vorrangige Interesse an den Menschen am Rande der Gemeinschaft des Glaubens*. An jenen, die im Vorraum der Kirche verharren, sofern sie den Weg in deren Nähe überhaupt gefunden haben. Das Interesse an Menschen in der „grau-

en Zone“ zwischen der religiösen Sicherheit und dem Atheismus, an den Zweifelnden und Suchenden.

Ich verstehe das Interesse an diesen Menschen am Rande jedoch nicht im eng missionarischen Sinn. Es geht mir nicht vorrangig darum, sie zu „bekehren“ – aus Unsicheren „Sicheren“ zu machen.

Ich weiß, man muss lehren, predigen, überzeugen, Umkehr anbahnen, auf die Fragen Suchender Antworten geben, auch Jesus hat doch Kranke geheilt und ordnete an Hungernde zu sättigen. Der Auftrag zu „lehren“ gehört auch zu den „Werken geistlicher Barmherzigkeit“. Doch auch Jesus machte nicht alle Hungernden satt (zu diesem Zweck Steine in Brote zu verwandeln lehnte er sogar als Versuchung des Teufels ab) und brachte die Menschen am Rande der Gesellschaft *nicht* durch eine revolutionäre Wende in die Mitte, um aus ihnen Mächtige und Reiche zu machen. Für die Weinenden besorgte er keine nette Unterhaltung, noch versprach er den Verfolgten den Himmel auf Erden, noch eine gerechte Gesellschaft, ein Leben ohne Risiken, Hindernisse und Kreuze in naher Zukunft. Arme, Weinende, Verfolgte erklärte er zu *Seligen*; der Meister des Paradoxes beglückwünschte sie auf diese Weise.

Er macht aus der Armut eine *Metapher des Offenseins* für Gottes Gaben. Es geht darum, sich den *Geist der Armut* zu bewahren, sich nicht einzuordnen unter die Satten, Sicherer und Selbstsicherer, die zufrieden und in sich selbst verschlossen sind.

Ähnlich fühle ich es auch im geistlichen Sinne: Man soll den *Geist der Suchenden* bewahren. (Die geistlichen Meister des Orients bezeichnen ihn als Geist der Anfänger.) Ich habe nichts gegen Missionen und Predigten, sie sind genauso notwendig und wichtig wie die kirchlichen Cari-

taseinrichtungen. Man muss lehren, man muss Hungernde ernähren. Hier geht es jedoch um etwas Anderes.

Wir müssen *Suchende bleiben*, so wie wir auch den Geist der Armut haben müssen – man muss *offen bleiben*, denn nur zu solchen kann das Reich Gottes kommen. Solche Arme, Weinende und nach Gerechtigkeit Dürstende spricht Jesus selig; er beglückwünscht nicht zynisch jene, die nichts in der Tasche und im Magen und nur Tränen auf den Wangen haben.

Die Armenfürsorge und die Nähe zu armen Menschen macht nicht nur diese selbst weniger arm, sondern bereichert auch uns, ermöglicht uns, den Geist der Armut zu erlernen und zu bewahren. Unser Nahesein bei den Suchenden soll auch uns Offenheit beibringen; wir sollen nicht bloß daran denken, dass wir beauftragt sind, sie zu lehren und zu belehren – *wir können vieles von ihnen lernen*.

Auch den religiös „satten“ Menschen in der Kirche können wir versuchen zu zeigen, dass es nötig ist, auf die Menschen am Rande der Kirchen zuzugehen, und zwar nicht nur, um sie zur „Umkehr“ zu bringen und uns ähnlich zu machen. Eine Stunde lang beobachten können, wie Gott in der Perspektive von Suchenden, Zweifelnden, Fragenden aussieht – ist das nicht eine neue, aufregende, notwendige und nützliche religiöse Erfahrung?

*

Die Befreiungstheologie kam mit einem sehr wichtigen Appell: das Evangelium sei mit den Augen der Armen zu lesen. Ihre Protagonisten verlangten, die Schrift sowie das Zeugnis der Überlieferung müsse aus der Perspektive der Armen gelesen werden, was nur jener imstande ist zu verstehen, der selber arm ist oder sich mit den

Armen tatkräftig solidarisiert, und schlugen vor, in diesem Geist alle Theologie neu zu überdenken und zu reinterpretieren.

Heute können wir jedoch noch eine andere hermeneutische Regel anbieten, noch einen Schlüssel zu einem neuen Verstehen der Schrift und der christlichen Botschaft: Die Schrift soll gelesen und der Glaube gelebt werden auch aus der Perspektive unserer tiefen Solidarität mit jenen im Bereich der geistlich suchenden Menschen oder auch mit jenen, welche die Vorborgenheit Gottes und die Transzendenz „von der anderen Seite her“ erfahren.

Diese „neue Befreiungstheologie“ sollte zu einer Theologie der Befreiung des *Innen* werden, Befreiung von den „Sicherheiten“ im Bereich der Religion – seien es die Sicherheiten des Atheismus, der sich selbst nicht problematisiert, oder die Sicherheiten einer Religiosität, die ganz ähnlich an der Oberfläche bleibt.

Paul Tillich behauptete, die Haupttrennlinie verlaufe nicht zwischen jenen, die sich als Gläubige deklarieren, und jenen, die sich als Nichtgläubige bezeichnen, sondern zwischen den Menschen, die Gott gleichgültig lässt – „gleichgültige Atheisten“ wie konventionelle Christen – und (auf der anderen Seite) jenen, die sich von der existenziellen Frage nach Gott berühren lassen – leidenschaftliche Gottsucher unter den Gläubigen (beispielsweise Mystiker) wie „mit Gott ringende Menschen“ (Nietzsche) oder auch jene, die nach dem Glauben dürsten, allerdings in keiner Gestalt der Religion bisher Fuß fassen konnten oder noch im Kampf mit ihren Zweifeln stehen. Es gibt einen Atheismus der Leidenschaft und einen der Gleichgültigkeit (Apatheismus), genauso wie Leidenschaft und Gleichgültigkeit (Konformität) auch in der Welt der Religion vorkommen.

So wie für die Mission in der Welt sozial Armer die Kirche arm sein muss, ebenso muss sie, um in diese Welt religiösen Nichtgesichertseins eintreten zu können, manche ihrer Sicherheiten über Bord werfen. Sie muss nicht nur die äußersten Zeichen des barocken Triumphalismus loswerden – wozu das letzte Konzil Anregungen gab –, sondern vor allem den eigenen inneren Triumphalismus, nämlich Besitzerin des Wahrheitsmonopols zu sein.

Gerade in unserer Zeit, wo sich die verschiedensten Arten kommerzieller Religiosität so einschmeichelnd anbieten, halte ich es für wichtig, ja für unerlässlich, die Erfahrung ernst zu nehmen, dass *Gott nicht ganz leicht zu haben ist*.

Die Kirche ist eine Gemeinschaft von Pilgern, die unterwegs ist (*communio viatorum*), und die Erkenntnis der ganzen Wahrheit ist jenem Augenblick vorbehalten, in dem wir Gott Auge in Auge begegnen hinter dem Horizont der Geschichte.

Eines der Schlüsselworte in der vom Zweiten Vatikanischen Konzil formulierten Lehre von der Kirche war der schwierig zu übersetzende Ausdruck „subsistit in“ (LG 8): Die Kirche Christi existiert (besteht, geschieht) in der katholischen Kirche. Der demutsvolle Ausdruck „subsistit in“ ersetzte das früher vorgeschlagene „est“, das die Identität der Kirche Christi (in deren eschatologischer Fülle) mit der konkreten institutionellen Gestalt der durch die Geschichte schreitenden katholischen Kirche bedeutete. Nach der Meinung Kardinal Kaspers wurde damit ein Raum frei für eine ökumenische Auffassung von Kirche, in der katholischen Auffassung der Kirche Christi also ein Raum für die anderen Kirchen und Kirchengemeinschaften neben der institutionellen katholischen Kirche. Auf jene Kirchen und Kirchengemeinschaften bezieht sich der Aus-

druck „subsistit in“ nach späterer Präzisierung zwar nicht, anerkannt werden seitens der Kirche jedoch deren authentische Charismata und deren Anteil an der Vermittlung des Heils, welches Christus durch seine Kirche für alle Menschen bringt.

Ich glaube, man könnte den Ausdruck „subsistit in“ analogisch vielleicht auch für die Theologie und die religiöse Erkenntnis anwenden. Die Fülle der göttlichen Wahrheit, Gott selbst als Fülle der Wahrheit, verweilt (subsistit in) im Glauben der Kirche. Der in den Glaubensartikeln zum Ausdruck gebrachte Glaube der Kirche füllt jedoch nicht den ganzen Raum der Wahrheit aus, es ist noch ein Raum vorhanden für offenstehende Fragen und für ein ruhiges Verweilen in der Wolke des Geheimnisses. Und der Glaube der Kirche ist (subsistit in) im Glaubensakt des einzelnen Gläubigen oder der geistig Suchenden enthalten; neben den Sicherheiten ist im Glaubensleben noch ein Raum da für ein Suchen, für kritische Fragen, für ehrliche Zweifel, für ein demutsvolles „Vielleicht“ der Hoffnung.

In meinen Büchern spreche ich vom Zweifel als von einer Schwester des Glaubens. Glaube und Zweifel brauchen einander: Glaube ohne Zweifel könnte der Versuchung, der Gefahr von Erstarrung, Fundamentalismus, Bigotterie oder Fanatismus erliegen. Zweifel ohne Glaube, ohne „Urvertrauen“, Zweifel, unfähig, sich selbst in Zweifel zu ziehen, kann zu Erbitterung und Zynismus führen. (Wenn die Moraltheologen in früheren Zeiten den Zweifel als Sünde gegen den Glauben qualifizierten, ließen sie die Tatsache außer Betracht, dass die meisten „religiösen Zweifel“ keine Zweifel an Gott sind, sondern an unserer menschlichen Art und Weise des Gott-verstehens).

Wenn wir uns den Ausdruck „subsistit in“ für unseren Glauben zu eigen ma-

chen, dann entsagen wir dem Hochmut der „Wahrheitsbesitzer“; ein neuer Raum öffnet sich für unser Suchen und für den Dialog mit den Suchenden. Hier auf Erden, so lehrte der heilige Paulus, sehen wir nur teilweise, schauen wir in einen Spiegel und sehen nur rätselhafte Umrisse. Die Wahrheit ist ein Buch, das noch niemand von uns ganz bis zum Ende ausgelesen hat.

Der Dialog zwischen Glaube und Unglaube ist kein Dialog zweier klar abgegrenzter Gruppen, er spielt sich im Innern der Herzen und Gemüter von Menschen ab. Immer mehr Menschen unserer Zeit könnte man als „*simul fidelis et infidelis*“ bezeichnen, zugleich gläubig und ungläubig.

Die religiöse Szene von heute ist vielfältig und unsere Antwort auf dieses Zeichen der Zeit muss ebenfalls vielfältig sein. Es gibt viele Arten und Formen von Glaube und Unglaube – es lässt sich sagen: Es kommen so viele vor, wie viele Menschen es auf der Erde gibt.

Der amerikanische Soziologe Robert Wutnow stellte bereits vor Jahren fest, dass die Haupttrennlinie nicht zwischen den Gläubigen und Ungläubigen führt, sondern zwischen den „Eingewohnten“ (*dwellers*) und den „Suchenden“ (*seekers*). Diese Unterscheidung halte ich für die trefflichste Charakteristik der geistigen Situation unserer Zeit und ich bin überzeugt, dass sie in unseren, die Aufgaben der Kirche in der Zukunft betreffenden Überlegungen eine *Schlüsselbedeutung* haben soll.

Wenn wir heutzutage von vielen Seiten hören, die Zahl der Gläubigen in unserem Teil der Welt nehme ab, so basiert diese Behauptung auf der Annahme, dass als Gläubige jene erwähnten „*dwellers*“ gelten – Menschen also, die „eingewohnt“ sind in der bisherigen institutionellen Gestalt der Kirche, die völlig identifiziert sind mit der

Art die Liturgie zu feiern und des Predigens sowie mit deren gesellschaftlichem Wirken. Es stimmt, die Zahl solcher Menschen nimmt ab, – *genauso wie auch die Zahl der „dwellers“ im Lager des Atheismus sinkt*, jener in den alten Dogmen des Atheismus Eingewohnten. Unter Menschen, die sich für Gläubige halten, wie auch unter jenen, die sich als Ungläubige deklarieren, nimmt die Zahl der „Suchenden“ (*seekers*) zu. Immer mehr und mehr Gläubige verstehen ihren Glauben als einen Weg, als einen dynamischen Prozess, zu dem sowohl Krisen und Zeiten der Unsicherheit als auch überraschende Entdeckungen gehören, die einen zur Umwertung mancher früherer Vorstellungen und Ansichten zwingen.

Auch unter den „Ungläubigen“ steigt die Zahl derer, die bei weitem nicht „religiös unmusisch“ sind. Ihre Kritik und Ablehnung der Religion betrifft sehr oft jene Karikaturen von Glauben und Karikaturen von Gott, die sie selber geschaffen oder übernommen haben oder denen sie in ihrer Umwelt wirklich begegnet sind. In der großen Menge der Suchenden sind Kriterien für eine klare Unterscheidung, wer als Gläubiger und wer als Ungläubiger zu bezeichnen sei, nicht ganz einfach zu finden. Die Aufgabe, diese Unterscheidung vorzunehmen, gehört übrigens nicht uns, diese Aufgabe hat Gott sich selbst sowie den Engeln des Jüngsten Gerichts vorbehalten.

Sicher gibt es viele Arten von Atheismus, so wie es viele Glaubensarten gibt. Es gibt einen leichtfertigen Atheismus, der wie Esau das Glaubenserbe für eine Schüssel Linsen verkauft. Es gibt ein „Gottvergessen“, welches in den frei gewordenen Raum sofort Ersatzgötzen jeglicher Art einsetzt. Es gibt einen hochmütigen Atheismus, für den es „Gott nicht geben darf“, damit Er die Größe des mensch-

lichen Egos, das den Thron des Gottseins beherrschen will, nicht überschattete: „Wenn es Gott gäbe, wie könnte ich ertragen, selber nicht Gott zu sein?“ Es gibt einen befreienden Atheismus, der endlich den vermeintlichen Gott, den ihn jahrelang tyranisierenden Gott seiner eigenen Projektion, loswurde. Es gibt auch einen betrübten, schmerzvollen Atheismus: „Ich möchte gern glauben, aber angesichts meines eigenen Leidens und des Schmerzes in der Welt ist so viel Bitterkeit in mir, dass ich dazu nicht fähig bin.“

Eben diesem Atheismus steht ein „Verlust des Glaubens“ nahe: der Tod des Glaubens am Kreuz unserer Welt, die Stunde, in welcher der Mensch von innerer sowie äußerer Finsternis überflutet dasteht, „fern aller Sonnen“. So sehen der Mensch und die Welt aus, wenn der dunkle Schatten des Kreuzes über sie fällt, – manche haben dies bei bestimmten geschichtlichen Ereignissen oder in Stunden ihrer persönlichen Lebensgeschichte erfahren. Die Geschichte des Evangeliums und dieser Typus des Atheismus treffen sich im Augenblick von Jesu Aufschrei am Kreuz: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Chesterton bringt dies mit einem bemerkenswerten Satz zum Ausdruck: „[...] die Atheisten mögen sich ihren Gott auswählen. Sie werden bloß den einen finden, der ihre Vereinsamung an sich selbst erfahren hat; bloß den einen Glauben, in dem Gott für einen Augenblick Atheist zu sein schien.“

Die grundlegende Botschaft des Evangeliums lautet jedoch: Dies ist nicht die einzige mögliche Perspektive, dies ist nicht das letzte Wort. Es ist nur „die Wahrheit des Karfreitags“; nach ihr aber – nach dem langen Warten des schweigenden Karfreitags – kommt ein Morgen, der noch

eine andere Botschaft bringt, nicht weniger wahrhaftig – obwohl viele diesen zu frühen Morgen verschlafen haben.

Christlicher Glaube – im Unterschied von „natürlicher Religiosität“ und billiger Gläubigkeit – ist *der auferstandene Glaube*, ein Glaube, der am Kreuz sterben, begraben werden und auferstehen muss – und zwar *in neuer Gestalt*. Dieser Glaube ist ein Prozess. Der Mensch in verschiedenen Augenblicken seines Lebens – *aber auch die Kirche in verschiedenen Augenblicken der Geschichte* – kann sich in verschiedenen Phasen dieses Prozesses befinden. Wir sollen uns ständig fragen: Wo stehen wir gerade jetzt?

Dafür braucht unsere Theologie eine *Kairologie*, eine prophetische Hermeneutik der Zeichen der Zeit.

Der Autor: Tomáš Halík, Msgr. Prof. PhDr. Th.D., geb. 1948 in Prag, 1978 heimlich zum Priester geweiht; war naher Mitarbeiter von Kardinal Tomášek und Václav Havel; Professor für Soziologie an der Karlsuniversität Prag, Rektor und Hochschulseelsorger in der Universitätskirche St. Salvator in Prag und Präsident der Tschechischen christlichen Akademie, Träger des renommierten Templeton Preises 2014; Publikationen (Auswahl): *Geduld mit Gott. Die Geschichte von Zachäus heute*, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2016; *Nachtgedanken eines Beichtvaters. Glaube in Zeiten der Ungewissheit*, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2012, ⁵2014; *Berühre die Wunden. Über Leid, Vertrauen und die Kunst der Verwandlung*, Freiburg i. Br.–Basel–Wien ³2015; *All meine Wege sind DIR vertraut. Von der Untergrundkirche ins Labyrinth der Freiheit*, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2014; *Nicht ohne Hoffnung. Glaube im postoptimistischen Zeitalter*, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2014.